

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. F. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., 12. August 1904

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 24. No. 50.

Im Regen.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin freud'voll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb'.

Drum, da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht,
Nimm, Menschenherz,
Daß dir's nicht besser geht.
J. Kerner.

Der Tag der Armen.

Novellette von Louise Westrich.

In dem eleganten Hause Promena-
denstraße No. 5 findet Freitag
zwischen acht und zwölf Uhr jeder
Bewürftige ein Frühstück oder einen Zeh-
rpfennig. Niemand fragt nach seiner
Berechtigung. Niemand nach seiner
Vergangenheit; nicht einmal nach sei-
nem Namen. Schweigend schneidet
die behäbige Haushälterin in weißer
Schürze eine Scheibe Brod vom Laib
herunter, reicht den Teller Suppe, das
Geldstück. „Guten Morgen“, „Schö-
nen Dank“, das ist Alles.

Gleichwohl verärgert Heinrich
Schmidt niemals, dem Vorüberzug
seiner Armen persönlich beizuwohnen,
denen er meist etwas in die Hände
brückt. Im Sommer auf seiner Ver-
anda, im Winter im Hausflur sitzt
er in sauber gebürstetem Rod, mit
blenden weißer Wäsche angezogen,
auf dem Kopf den breitkrempigen Pflanz-
zerhut — eine Gewohnheit, die er mit
anderen von „brüben“ herübergebracht
hat — aufrecht und still; still und auf-
recht zu seinen Füßen sitzt Pintsch,
der struppige Rattenfänger.

Wenig weiß die Haushälterin, noch
weniger wissen die Nachbarn von
Heinrich Schmidt's Vergangenheit. Er
ist früh ausgewandert, Einige sagen
nach Indien, Andere nach America.
Drüben hatte er gearbeitet oder ge-
stohlen, Kaffe gepflanzt oder Sla-
venhandel getrieben, wer kann's wis-
sen? Und mit weißen Haaren und ge-
fülltem Beutel ist er eines Tages,
still wie er ausgezogen war, zurückge-
kehrt, und hat das Haus in der Pro-
menadenstraße bezogen. Seine Ge-
heimnisse, wenn er welche hat, tennt
nur Pintsch. Mit ihm hört die ge-
tränkte Haushälterin ihren Herrn oft
wunderliches Zeug sprechen, nur wor-
de es leider immer still in der Stube,
gerade wenn sie ihr Ohr recht bequem
an das Schlüsselloch gelegt hatte. Ue-
brigens lagerten in des Herrn Schreib-
tisch zwei schwarze Schattenscheine,
ein blutjunger Mensch mit hüben gebo-
gener Nase, fast wie Herr Schmidt
seine, aber doch noch ein ganz Hehl
anders, und eine schwarze Dame mit
einem Koldentopf.

Zwischen acht und zwölf: Heinrich
Schmidt nahm seinen Platz auf der
Veranda ein. Der Nebel blühte,
schön farbte sich der weide Wein roth,
Herbst draußen, Herbst drinnen. Zwi-
schen acht und zwölf an jedem Frei-
tag! Nicht ahnten, die hier kamen und
gingen, Hilfe und Trost fanden, daß
dieser Tag der Warmherzigkeit im
Grund nur eine Buhübung war, be-
den der reiche Mann sich unterzog. An
diesem Tag, zu dieser Stunde hatte er
einen Menschen absichtlich, wissentlich
ins Elend gestochen, dem er hätte hel-
fen können, den er hätte retten müs-
sen, und jetzt lud er die Armen und
Elenden allwöchentlich zu sich, einzig
um sich wieder und wieder zu bewe-
sen, daß damals nicht Hartberzigkeit,
nicht Geiz ihm die Hand verschloß,
nein, nur Gerechtigkeit. „Rache“,
sagte manchmal eine leise Stimme in
stiller Nacht. Und sei es selbst Rachel
Er bereute nicht. Ja, er war in die
alte Heimath eigentlich nur zurück-
gekehrt, um zu sehen, wie der Schul-
dige unter seiner gerechten Strafe sich
wand. Sein brennendster Wunsch
war, daß sein abgehärteter Körper so
lange zusammenhalten möge, bis ihm
der Anblick seines Lohndienstes in Qual
und Noth geworden wäre.

Einst hatte dieser Verhaftete seinem
Herzen sehr nahe gekanden. Zwei
Knospen an einem Zweig waren sie
aufgewachsen, der blondlockige Karl
und er, und über die geschnitten und
verwachsenen Ködchen hatten ihre frischen
Gesichter einander in herzlicher
Bruderliebe zugelacht.

da Karl sie erblickte, begehrte er ihrer.
Er bestürmte sie mit Worten, er ver-
führte sie mit Liedern, die er auf sie
dichtete. Er war schön wie Achill und
gewandt wie Odysseus und das Bild
des Verlobten verblühte in des Mäd-
chens wankelmüthigem Herzen. Sie
stoben miteinander; es ging, wie das
alte Volkslied erzählt:
„Sie sind gewandert in weite Fern',
Sie haben gehabt nicht Glück noch
Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.“

Aber nur das Weib starb, der
Mann lebte weiter ohne Glück, ohne
Stern.
Den Betrogenen aber litt es nicht in
der Heimath. Er raffte seine Ge-
spinnisse zusammen. Fort! nur fort
von einer Stätte, wo jeder Stein ihn
an die Treulosen mahnte. Jenwärts
des Weltmeers schaffte er mit der
Kraft von Zweien, einmal für sein
Vorwärtskommen, das andere Mal
um zu vergessen, um die Gedanken in
seinem Hirn zu tödten. Er hörte
nichts mehr von Brüben, er wurde
reich. Da fand ihn über dem Ocean
ein Brief seines Bruders, ein Brief,
der von Elend und Reue, von tiefem
Hass und mühsamem Emporringen
erzählte. Aber der Kämpfende hatte
Boden gewonnen, und jetzt, jetzt war
ihm Seltsames gegeben, sich für im-
mer auf sicheren Grund zu retten.
Eine kleine Vertrauensstellung stand
ihm offen, aber er bedurfte dazu einer
Kautelen, weniger hundert Mark nur.
Und er hatte Niemand, Niemand, der
ihm die vorstrecken konnte, Niemand
außer dem Bruder.

An einem Freitag Morgen kam der
Brief. An einem Freitag Morgen
zwischen acht und zwölf schrieb Hein-
rich Schmidt mit fester Antwort:
„Mein Bruder Karl ist tot. Todte
bedürfen keiner Kautelen.“
Und nun suchte er diesen Bruder
durch ganz Europa und fand ihn
nicht. War er gestorben? Er fand
auch kein Grab.

Und während sie vorüberziehen,
alte Mütterchen, blasse Kinder, Män-
ner und Weiber, denkt er an den
Entschundenen und daß sein Leben
ein Bruchstück bleibt, wenn er hin-
übergeht, ohne ihn gefunden zu ha-
ben. Da tritt ein Neuer ein, ein
greiser Mann in gesticktem Mittel.
Auf sein verwirrtes Gesicht hat das
Leben in wunderlichen Runen eine
lange traurige Geschichte gezeichnet.
Heinrich Schmidt hätte ihn kaum be-
achtet, aber Pintsch steht auf, knurrt
und schnappt und knurrt wieder mit
gestäubtem Haar. Und da sein Herr
sieht den Blick schärft, durchzuckt ihn
blitzschnell eine Erinnerung. War es
nicht doch ein Gesicht, das sich Abends
über sein Bett gebeugt hat? Galt
nicht solchen Zügen sein erstes: „Gut-
tenacht, Vater?“ Tolles Spiel der
Phantasie. — Aber was hat der
fremde Mann? Sein gebeugter Rü-
cken hebt sich, seine Augen weiten sich,
starren gespensterhaftem Grausen auf
einen King, den Heinrich Schmidt am
Finger trägt, ein abgetragenes Ring-
lein, das ihm einst die Liebe gab. —
Abwendend streckt er die Hände aus,
schwänkelnd, stammelnd:
„Heinrich Schmidt?“
„So heißt ich. Was soll's?“
Der Bettler schlägt die Hände vor
das Gesicht. „Ja — heißt' auch —
Schmidt, Karl Schmidt.“
Karl Schmidt!

Der Hausherr ist aufgesprungen.
Seine Lippen bewegen sich, aber er
findet kein Wort. Da stehen sie sich
also gegenüber zum ersten Mal seit
vierzig Jahren. Da ist er nun, der
Augenblick, den er so süß ersehnt hat,
der Tag des Triumphs der Rache.
Tausendmal hat er sich dies Wieder-
sehen ausgemalt und was er dabei
empfinden, thun und sprechen würde,
tausendmal sich den schönsten Verrath,
das brechende Auge der Geliebten vor-
gestellt. Und in dieser Stunde steht
er nichts von dem Allen. Ein anbe-
reites Augenpaar blickt auf ihn herab,
ihn und den Verlorenen dort mit gleichem
Liebesglück umfangend, seiner
Mutter Augen. Und nicht den Mann,
der ihm hübsch Glück und Liebe staßt,
vermag er zu erschauen, er sieht ein
lockiges Büdchen, das ihm die roth-
bäugige Seite seines Kopfes entgegen-
hält: „Weißt zuerst ab, Heinrich.“
Die Arme sinken ihm schlaff herab
vor Verwunderung über sich selbst.
Verlassen, ausgelöst das ganze Le-
ben seiner Lust und seiner Bitterkeit!
und nur Eins lebendig: daß dieser
Mann sein Bruder ist, daß sie einst
aus demselben Napf ihre Suppe ge-
löffelt, auf demselben Kopfkissen ge-
schlafen, daß des Vaters Hände seg-
nend auf Weider Haupt geruht haben

— und daß es ein gut Ding sein
würde, sich auch Seite an Seite hin-
zuzustrecken zum letzten Schlaf wie einst
zum ersten, sie, die beiden einsam Ge-
alterten, die doch zusammen gehö-
ren —
„Großvater, ich hol' Ihnen ein Glas
Wein,“ sagt inzwischen die gutmü-
thige Haushälterin zu dem Bedürfti-
gen. „Sie sehen erbärmlich aus.“
Der Bettler schüttelt still den Kopf.
Langsam blickt er sich nach dem Gut,
der seinen zitternden Händen entfal-
len ist. Der Andere schweigt noch
immer.

Da wirft Karl Schmidt sich auf die
Steinfliesen vor dem Stummen nie-
der. „Bergieb mir! Dein Fluch hat
mein Leben zerbrochen, ihr Leben!
Laß es genug sein!“
Ein seltsames Jucken geht durch die
Steinfliesen des alten Pflanzers.
Und plötzlich bricht der lang verschüt-
tete Thänenquell in seinem Innern
auf. Heiße Tropfen rieseln über seine
Wangen. Er breitet die Arme aus.
„Mein Bruder!“
Das war der Tag der Armen,
Freitag zwischen acht und zwölf Uhr.

Wie ich meinen schwersten Fisch erlegte.

Eine Erinnerung aus dem Bürgerkrieg
von Max Wilfert.

Gerade vor 41 Jahren bin ich als
junger Bursche, um die Welt zu sehen,
mit wenig Geld, aber großem Selbst-
vertrauen nach Nordamerika gegangen,
wofür ich zunächst in Ermangelung
einer besseren Beschäftigung den Se-
jessionskrieg auf Seiten der Union in
einem New Yorker Regiment mit-
machte.

Dieses Regiment gehörte zu den
Truppen, welche Charleston belagerten
und dabei die ganze untere Hälfte der
Stadt in Trümmer schossen. Die un-
gemein niedrige Küste von Süd-Caroli-
na besteht fast in ihrer ganzen Aus-
dehnung aus angeschwemmten Dünen
und Inseln, zwischen welchen oft viele
Meilen lange, breite und schmale Meer-
esarme, tief in's Land einschneidend,
vorzügliche Schlupfwinkel für Fische,
Schilbtörten, Alligatoren und anderes
Gethier bilden. Das von uns am
meisten geschätzte Wassergeschöpf war
aber die Auker, welche in vorzüglicher
Größe massenhaft im Schlamm der
dem Ocean zunächst liegenden Inseln
und Untiefen vorkommen, bei eintre-
tender Ebbe leicht zu erbeuten war.
Auch Schilbtörten von enormer Größe
samen öfters auf unsere Sandbänke,
um ihre Eier zu legen, bei welcher Ge-
legenheit sie unsere willkommene Beute
wurden. So erinnere ich mich eines
Lebendigen großen Exemplars dieser
Seethiere, welches über 300 Pfund
wog und eine höchst schmackhafte
Schilbtörtenuppe für's ganze aller-
dings nur 250 Mann starke Regiment
lieferte, während die unerschöpfliche
Schale in ein Museum nach New York
wanderte.

Wir hatten unser Standquartier
auf Holly Island, eigentlich nur eine
bis zwanzig Meter hohe aufgetürmte
Sandbänke von 4—5 Kilometer Länge
und 1—2 Kilometer Breite. Im An-
fang unserer Okkupation noch reichlich
mit Palmen, Sykamoren, Magnolien
und Nadelholzbäumen besetzt, war
sie ein kleines, aber nicht uninteressan-
tes Stück Land. Wenn man am
frühen Morgen oder bei Sonnenunter-
gang von der Höhe hinausblickte auf
den unendlichen Ocean, der seine Wo-
gen leise murmelnd auf den Strand
rollte oder in wilder Sturmeseuth
donnernd gegen die Insel schleuberte,
dabei in alle möglichen Farben und
Töne getaucht war, konnte man hun-
denlang diesem erhabenen Natur-
schauwerke mit Entzücken und Bewun-
derung lauschen und zusehen.

Das Zeltlager unseres Regiments
war nur wenige Schritte von der höch-
sten Flutgrenze entfernt aufgeschla-
gen, so daß man bei gänzlicher Ab-
wesenheit des ewig weiblichen Ele-
ments von der Insel zu jeder Tages-
zeit ungenirt vom Fels aus direkt ins
azurblaue Meer steigen und die heran-
rollenden Sturzseen der Dünung über
sich hinwegbrausen lassen konnte. Eine
etwas bedenkliche Schattenseite hatte
nun allerdings dies Vergnügen: das
waren die zahlreichen Haifische, die
sich in Exemplaren von oft unheim-
licher Größe zeigten und zur Vorsicht
mahnten. Man pflegte deshalb auch
nie weiter als bis zur Hälfte in das
weit hinein flache Meer zu gehen, wo-
bei man stets scharfen Ausguck auf die
charakteristischen dreieckigen Rücken-
platten des heimtückischen Meeräubers
halten mußte, die man etwas weiter
traufen bald da, bald dort über dem
Wasserspiegel auftauchen sah. Mehr-
mals wurden Badenbe von verhält-
nißmäßig kleinen Haifischen angefal-

len und eines Tages einem Neger der
Unterhantel glatt abgebissen, so daß
der arme Kerl an Verblutung starb,
ehe ihm ärztliche Hilfe zu Theil wer-
den konnte. Die Haifische wurden da-
her von uns gründlich gefürchtet und
mehr gefürchtet als die Alligatoren,
welche näher am festen Lande die zwi-
schen den Inseln befindlichen Sümpfe
und Wasserläufe unsicher machten.

Unsere militärische Thätigkeit be-
schränkte sich darauf, den Feind durch
häufige Vorstöße zu beunruhigen, wo-
bei viel Pulver verknallt wurde und
auf beiden Seiten so Mancher in's
Gras beißen mußte. Dem gleichen
Zwecke dienten auch fortwährende
Streichzüge durch die uns zunächst lie-
genden größeren Inseln, deren dem
Festlande zugewendete Seiten meist
noch in den Händen der Südstaatler,
von denselben stark besetzt, während
die am Meere liegenden Uferstrichen,
soweit die Geschosse unserer Monitors
und Kanonenboote reichten, vom Feind
verlassen waren. Dieser Raub nun
war der Platz, wohin wir fast täglich
mit größeren oder kleineren Patrouil-
len kamen, und zwar war es, soweit
es unser Regiment betraf, eine süd-
lich von unserem Standquartier ge-
legene große Insel, welche nach einem
längst ausgestorbenen Indianerstamm
den melodischen Namen Kiawa In-
sel trug. Zur Zeit der Ankunft un-
serer Truppen gab es auf dieser theil-
weise dicht bewaldeten Insel neben
anderm Gethier auch noch viele Hir-
sche, die aber bald den Weg alles
Fleisches gegangen, d. h. in den nimmer-
verwundenen Mägen unserer Soldaten
verschunden waren. Das östliche Ufer
der Insel fiel an manchen Stellen steil
in's Meer ab, so daß man bei ruhiger
Wetter bis auf den Grund der
tiefstehenden Fluth blicken konnte.

An einer dieser Stellen, die unsere
Patrouillen täglich passierten, konnte
man fast regelmäßig einen riesigen
Haifisch beobachten, der offenbar in
der Erwartung, daß doch einmal der
eine oder der andere unserer Soldaten
in's Wasser fallen könnte, den Be-
wegungen der Menschlein am Ufer mit
boshaft lästernen Augen folgte, bis
das leichter werdende Wasser ihn
anzog, weiter hinaus in's Meer zu
schwimmen. Das thörichte Thier schien
uns die Verkörperung aller der bö-
sartigen Haifische, die an der dortigen
Küste Unheil anrichtet hatten, und
um's Leben gern hätten unsere
Soldaten dem Burschen die Ladungen
eines Dutzend Militärgewehre in den
Leib gejagt. Allein mit Rücksicht auf
die dadurch hervorgerufene allgemeine
Alarmirung war das Schießen auf
Kiawa Island während der Patrouil-
lengänge strengstens verboten, und
überdies war die Stelle, wo sich der
Haifisch meist sehen ließ, dem Feuer
einer feindlichen Besatzung ausge-
setzt, deren Befehle, wie die Franzosen
Anno 1870, auf jeden einzelnen
Mann mit dem größten Geschüße zu
schießen pflegte. So war es also mit
der geplanten Erlegung des Unge-
heims vorläufig nichts, und wir ton-
ten noch monatelang bei Gelegenheit
unserer Patrouillengänge die Be-
sonntheit mit dem „Menschenfresser“,
wie der Haifisch schließlich wohl mit
Recht genannt wurde, immer wieder
erneuern, sowie unseren Haß gegen ihn
befestigen.

Da drang eines Tages die ebenso
überauschende als erfreuliche Kunde
in's Lager, daß General Sherman
seinen kühnen Zug mitten durch die
Südstaaten nahezu vollendet, schon bis
an die Küste vor Savannah gelangt
sei und in Folge dessen das lang be-
lagerte Charleston den Südstaatlern
benommen geräumt würde. Die am
wenigsten vorgeschobenen Posten brach-
ten in der That die Nachricht, daß
während der Nacht in den feindlichen
Fort's reges Leben gewesen sei, auch
haben man anhaltend das Kommen und
Gehen von Eisenbahnzügen vernom-
men. Daraufhin wurden sofort Pa-
trouillen gegen das Festland vorge-
schickt mit dem Auftrage, Nachrichten
darüber zu bringen, ob etwa die auf
unserem Standquartier zunächst
liegenden Inseln vorhandenen Befesti-
gungen wirklich vom Feinde geräumt
worden seien. Ich erhielt den Befehl,
mit einer Abtheilung nach Kiawa In-
sel zu gehen und dort zum gleichen
Zwecke Umschau zu halten. Sofort
kam mir der Gedanke, diese, vielleicht
legte Gelegenheit zu benützen, um dem
besagten Menschenfresser eine recht
gelassene Abschiedsvisite zu machen.
Ich erbat und erhielt vom Major die
Erlaubniß, auf die Bestie schießen
lassen zu dürfen, sobald es sich her-
ausstellen sollte, daß der Feind wirk-
lich auch die dortige Festung verlassen
habe.

Meine Leute requirirten nun zu-
nächst aus der Schlächterei eine Menge
Selle, sowie eine reichliche Portion
Fleischabfälle, welche als Köder für
den Haifisch dienen sollten. Der unsere

Inseln trennende Meeresarm wurde
hierauf wie stets in einem von Regnern
geruderten Ponton überseht, die mit-
gebrachten Stricke und Fleischabfälle
an einem geeigneten Orte verankert
und sodann die Richtung gegen die uns
nur zu wohlbetannte Festung eingeschlagen.
Bald konnten wir uns mit Vergnügen
dabon überzeugen, daß das Fort in
der That verlassen, die Vorräthe mit-
genommen und die darin befindlichen
Geschüße, welche uns oft genug warm
gemacht hatten, vernagelt oder sonst
unbrauchbar gemacht worden waren.
Sofort ging es nun in beschleunigtem
Tempo zurück an den Landungsplatz,
um das dort untergebrachte Material
zu holen und von da zu der Stelle, wo
sich der Haifisch stets zu zeigen pflegte.
Zunächst erleben wir die Enttäusch-
ung, daß der Haifisch an der gewöh-
nen Stelle nicht zu sehen war. Aber
schon nach kurzem Verweilen an dem
Platze rief einer von den Leuten:
„Dort kommt er!“ und richtig — die
bekannte dreieckige Rückenplatte tauchte,
immer näher kommend, über der nur
leise wogenden Dünung auf. Zwei
Mann wurden nun beordert, den nicht
sehr appetitlichen Köder mit mächti-
gem Schwunge in's Meer zu werfen
und dann sofort wieder die Gewehre
mit den übrigen auf die Stelle zu rich-
ten, wo der Bursche auftauchen mußte,
wo der Köder zu paden. Zugleich
schärfte ich den Leuten nochmals auf
das einbringlichste ein, nur gemeinsam
auf das Kommando „Feuer“ zu schie-
ßen. Deutlich konnte man nun be-
obachten, wie der Fisch die so heiß
begehrte letere Beute ein paar mal
mittrauisch umtreifte, dann kam der
hungrige Mäuler aus der Tiefe empor,
um sich in der Nähe des großen Wis-
sens auf die Seite zu legen und ihn
zu paden. In dem Moment, wo der
hellere Bauch und der riesige Kopf auf
der Oberfläche sichtbar wurden, trach-
ten auf Kommando wie mit einem
Schlage die Ladungen sämtlicher
Gewehre in den Kopf und Leib des
Ungeheims. Der Hai peitschte das
Wasser zu Schaum und schoß mit sei-
ner halben Länge aus dem Wasser
gegen uns empor, als ob er seine
Feinde zu sich in's Meer hinabziehen
wollte, und sank nach wenigen Zuden-
gen tot in die blaue Fluth zurück.

Sofort wurden die Gewehre wieder
frisch geladen, um etwa auftauchende
Vertern des Geblödeten in Respekt zu
halten, dann stieg der Kompanie-
spafsmacher, ein sibieler Ziländer, mit
den Seilen in's Wasser und befestigte
dieselben an dem mächtigen Körper
unserer Beute, so daß wir dieselbe,
allerdings unter Vergiehung vieler
Schweißtropfen, dem Ufer entlang bis
an den Landungsplatz schleppen ton-
nten, wofelbst die Nege bei Anblick
des verhassten Feindes einen Freuden-
stanz um denselben aufführten. Dann
wurde der Haifisch, welcher fünf
Meter lang und ein paar tausend
Pfund schwer war, am Ponton be-
festigt und bis zum Lagerplatz des Re-
giments befördert. Auch dort war
großer Jubel über das erlegte Unge-
heum, ein Jubel, der sich in's Unge-
messene steigerte, als fast gleichzeitig
der Befehl eintraf, daß unser Regi-
ment am nächsten Morgen das vom
Feind verlassene Charleston besetzen
und damit Holly Island für immer
Abdieu sagen sollte. —

Das gerade Gegenteil.

In einem Dorfe des vorderen Den-
walds lebt der Müllerschorch, ein al-
ter „Dreiwälder“ von echtem Schrot
und Korn. Nach seinem Spruch:
„Wann mer aach schaffe kaant, mer
will ja nit!“ ist er kein Freund von
vielen Arbeiten, und bei diesen
Grundsätzen findet er reichlich Zeit,
tagsüber in den verschiedenen Wirth-
schaften nach dem Rechten zu sehen.
Bei all seinen Vorzügen ist Schorch
nicht stolz, er redet leutelig jeden
Fremden mit „Du“ an. Eines schö-
nen Tages kommt Schorch auf sei-
nem Rundgang in eine Wirthschaft,
in der der Chef einer bekannten Cigar-
renfabrik, den wir einmal Schulze
nennen wollen, als Gast weilt. Herr
Schulze will bei dem guten Kunden
von Wirth etwas daraufgeben lassen,
und da in der Mittagszeit keine wei-
teren Gäste anwesend sind, wird unser
Schorch aufgefordert, einen Schoppen
mitzutrinken. Die freundliche Ein-
ladung wird ohne Umstände angenom-
men und bald ist man dabei, zum
Zeitvertreib mit dem Wirth einen klei-
nen Herzjolo zu spielen. Das Spiel
beginnt und dauert einige Zeit; da
alle drei geübte Spieler sind, wird
nur das Nothwendigste gesprochen.
Da auf einmal glaubt der Müllers-
chorch bemerkt zu haben, daß bei
Schulzens Spiel nicht alles in Ord-
nung sei, er thut einen kräftigen Zug
aus seiner Pfeife, räufert sich und
sagt mit der ihm eigenen Gemüths-
ruhe?

„Schulze, alleweil hoste beschum-
melt!“

Schulze springt wüthend auf, wirft
die Karten auf den Tisch und don-
nert los:

„Was fällt Ihnen denn ein, Sie
dummer Bauer, Sie Lump, Sie La-
gebieh, Sie elender Kerl usw!“

Schorch ist über die Wirkung sei-
ner harmlosen Bemerkung zuerst ganz
erstaunt, faßt sich aber bald. Er kann
als Ehrenmann solche Ausdrücke nicht
auf sich sitzen lassen, steht gleichfalls
auf und fertigt seinen Gegner, das
trauliche „Du“ aber beiseite legend,
mit folgenden Worten ab:
„No un Sie? Sie fin doch das ge-
rade Gegenteil!“ Sprach's, trant sein
Glas aus und ging stolz von bannen,
den vernichteten Schulze seinem
Schicksal überlassend.

Wie die Zähne wachsen.

Die kleine Margaret hatte einen lo-
sen Zahn, welchen ihr Vater entfernen
wollte, aber sie protestirte so jäm-
merlich, daß er die Operation vertagte.
Etwas später hörte die Mutter des
Kindes dieser zu einer Spielgefährtin
sagen, daß sie nicht den Schmerz so
sehr fürchte als den Verlust des Zah-
nes, denn sie wußte nicht, daß ein
neuer Zahn für denselben wachsen
würde. „Aber, Margaret“, sagte die
Spielgefährtin mit zierlicher Entrü-
stung über die Unwissenheit, „weißt
Du denn nicht, daß den Menschen vier
verschiedene Male Zähne wachsen?“
„Wirklich?“ fragte Margaret, freudig
überlächelnd. „Natürlich. Erst lassen
die Leute sich ihre Milchzähne wachsen,
wie Deine; dann lassen sie ihre zwei-
ten Zähne wachsen, wie Bruder Char-
ley; dann lassen sie ihre Weisheitszäh-
ne wachsen, wie Mama, und dann las-
sen sie ihre falschen Zähne wachsen,
wie Großmama.“

Immer Geldproh.

„Wozu wurden Herr Commissions-
rath in Ihrem Prozesse verurtheilt?“
— Vardenü: „Zu einer sogenannten
Geldstrafe von 5000 Mark.“

Zu viel verlangt.

Schmierendirektor (zum neuen Re-
gisseur): „Na, junger Mann, zeigen
Sie mal, was Sie können, und richten
Sie mir für die heutige Vorstellung
meine Alte als Engerl her!“

Unangenehm.

„Was bringt denn Deine junge
Frau mit?“ — „Ich weiß nicht. Als
ich vor der Hochzeit meinen Schwieger-
vater darnach fragte, wurde er grob!“
— „Und nach der Hochzeit?“ — „Oh —
da wurde er noch grober!“

Hausherrn-Vogel.

„Die Wohnung gefällt mir — aber
die Küche ist mir zu dunkel! Da müß-
te Sie schon noch mit der Miethe et-
was heruntergeben!“ — „Was Ihnen
einfallt! ... Glaub'n denn Sie, daß
die Küche heller wird, wenn Sie wenig-
er zahl'n?“

Zeitfame Leute.

„Es ist unerhört, was für Stan-
dale täglich bei uns'rer Nachbarmilie
vorkommen!“ — „So!!! ... Es sind
aber doch ganz nette Leute!“ — „Ja,
jedes für sich allein — aber zusammen
sind sie eine rechte Bande!“

Boshaft.

Frau (am zweiten Tage zur neuen
Köchin): „Nun, Trine, haben Sie sich
von gestern die Eintreibung der Arbeit
etwas gemerkt?“ — Trine: „D ja!
Erst muß ich Stiefel wischen, dann die
Zimmer richten — dann was ins Leih-
haus tragen!“

Kompromiß.

Herr: „Meine Gnädige, darf ich
vielleicht um den nächsten Walzer bi-
ten?“ — Dame: „Eigentlich ist meine
Trauer noch nicht ganz zu Ende, aber
wenn Sie die Güte hätten, recht ruhig
und langsam zu tanzen, dann sehr
gerne.“

Die Erziehung des Kindes beginnt
bei der Geburt — der Mutter.
Je mehr Heilmittel gegen eine
Krankheit angepriesen werden, desto
weniger heilbar pflegt diese Krankheit
zu sein.

Druckfehler.

(Aus einem Zeitungsbericht.) Ges-
tern fand die Vereinsfeier der hiesigen
Schlächterinnern statt. Bei der Ta-
fel erhob sich der Vorsitzende zu einer
längeren Ansprache und begann:
„Hochverehrte Fettverfammlung!“

Die Hauptfische.

„Größe und Preis Ihres Bauern-
gutes kommen bei mir gar nicht in
Betracht. — Die Hauptfische ist, daß
ich durch den Ankauf desselben das
Recht erwerbe, auf dem hiesigen
Bauerntheater mitspielen zu dürfen.“

Boshaft.

Frau Rentier Krause: „Offen ge-
sagt, Frau Doktor, mich wundere, daß
Sie mich immer zuerst begrüßen, wenn
wir uns mal auf der Straße begegnen.“
— Frau Doktor: „Kommt mir
ja auch zu, Frau Krause, bin ja doch
die Jüngere von uns Weibern.“

Starke Einbildung.

Kannibale (der einen Weißen ver-
zehrt): „Der Kerl muß Weinreifer
gewesen sein ... der schmeckt ganz
abscheulich nach 'm Pfropfen!“